



Der illustrierte Sonntag



Nummer 51

Sonntag, den 22. Dezember 1940

9. Jahrgang

Dreimal Kriegsweihnacht auf hoher See

1915 - Auf dem Vorpstboot

Sie fuhren hinaus wie die Wikinger, wie die Helden der Vorzeit, auf den kleinen schwarzen Schiffen. Eingebüllt in ihr nasses Delfeng, die Beine in schweren Stiefeln. So fuhren sie hinaus in die dunkle eilige Nacht, in Sturm und Eis und Schnee. Jemand war der Feind. Alle Richter waren gelöst, alle Mann waren auf ihrem Posten. Die Schneeböe zog über sie hin und bedeckte alles mit einem weißen Tuch weich und weich, Kanonen, Torpedorohre und die Männer in den Südwintern. Weihnacht im Krieg! Die See lief immer höher, das eilige Wasser legte über Deck und Gefir zu Eis. Als sie im Steuerhaus bei abgeblenden Fenstern die kleine Tanne angezündet hatten, sah der kleine Dampfer silbern aus, die bedeckt mit Eis. Eisplatt das Deck, Eisblöcke auf der Wand und auf der Brücke. Jedes Tau zur Eisfange verwandelt, die Kelling eine Eismantel. Das Vorpstboot sah aus wie eine Höhle, die das Eis geschaffen hatte; meterlange Eisgassen hingen überall an den Wänden.

Aus einem Luftschacht drang das Weihnachtslicht heraus. Unten standen sie um ihre kleine Tanne und die Siebesgabenjünglinge; im Steuerhaus hatten sie ihren kleinen Baum, aber die Mehrzahl von ihnen stand oben und sah sich die Augen aus. Ihre Füße fanden keinen Halt, der Windsturm drang durch ihr Delfeng, die Hände waren klamm, die Gesichter schmerzten. Während sie an Frau und Kinder daheim dachten, suchten sie das graugrüne Wasser ab. Sie wußten es alle, englische Streuminen trieben bei dieser Strömung gegen Deutschlands Küsten. Sie wußten, jede Sekunde konnte er kommen, der Donnererschlag, der alles zusammenreißt, flammen, Blut und frachende Detonation, berstendes Eisen, stürzende Wägen und zum Schluß das eilige, hellgrüne Wasser. Die Totenstille, der Tod im grünen, eiligen Sarg...

Aber sie ließen sich nicht beirren durch solche Gedanken. Der Läufer brachte einen Zettel aus der Funkenbude. „Die Seimat wünscht dem Vorpstboot ein frohliches Weihnachtsfest.“ Der Erste Offizier winkte von der Brücke. „Zeit zum Anschlag.“ Kurz darauf drang durch die Winterluft der Schlag der Glocke, anschwellend und verfliegend im feierlichen Takt. Überall sangen sie das „Stille, heilige Nacht“. Der Sturm war abgeklaut, immer stiller fielen in der Weihnacht die weißen, garten Himmelsflocken.

1916 - An Bord des Hilfskreuzers „Wolf“

Über dem Hilfskreuzer wölbte sich ein wolkenloser Himmelsdom. In seinem dunklen Blau sprühte der Sterne Pracht. Vor dem Bug des Dampfers spielte flüchtiges Gold. In stiller Nacht leuchtete das Meer. Heiligabend in Tropenglut, Weihnacht auf Kapernfahrt.

Vergebens liefen die Ventilatoren, umsonst gaben die blaugespukten Windfänger in der Bordwand sich Mühe, einen frischen Lufthauch in das Schiff zu leiten, es blieb die Tropenglut, feuchte lastende Hitze, 30 Grad in der Nacht.

Es gab keine Geschenke und keinen Tannenbaum. Aber trotzdem schritt der Weihnachtsmann durch das Schiff, das von englischen Kreuzern gejagt wurde und rührte seinen Zauberstab. Und wo er gewirkt hatte, haben sich fleißige Hände und treue Herzen geregt und haben über die tropische Pracht den Zauber deutscher Weihnachtsstimmung gebreitet. Der ganze Hilfskreuzer wurde zum festlichen Saal, im entlegensten Heizraum lag traulicher Heimglanz.

Aus Holz und Kadelgarn wurden Bäumchen gemacht, grüne Farbe verteilte ihnen das Aussehen kleiner Tannen. Kerzen gab es und kleine elektrische Birnen. Lustige Weihnachtszeitungen sorgten dafür, daß die frohe Stimmung nicht getrübt wurde. Sie konnten stolz sein, hatten sie ja den schwierigsten Teil der Fahrt hinter sich, den Durchbruch durch die englische Blockade. Kreuzer auf Kapernfahrt! So mancher fragte sich, was heller strahlte: der Kerzenschimmer auf den künstlichen Tannen oder die Augen der deutschen Soldaten. Liebevoll waren die künstlichen Bäumchen aufgeputzt worden. Hat ihre Buntelkraft auch nicht im deutschen Wald gelegen, so waren sie doch von deutscher Art.

Dann lagen sie auf Deck am Vorschiff und leise erklang auf einer Ziehharmonika die Weihnachtsweise gegen den sternfunkelnden Himmel.

1917 - Im U-Boot

Sie hatten sich bei Gelfoland getrennt, die vier U-Boote. Nun fuhr das U-Boot schon zwanzig

Stunden lang allein. Die Gegend galt als minenversteckt. Mehrmals gab es im Boot einen heftigen Stoß. Niemand wußte so recht, was es war. Die tauchten auf, weißlich von ihnen stiegen schwarze Wasser und Rauchsäulen auf. Ein Engländer war auf seine eigene Sperre gelaufen. Gerade noch, bevor es vollends finster wurde, erschien ein englischer Flieger und wurde von dem U-Boot unter Feuer genommen. Der Engländer machte sich schon nach den ersten Schüssen nach dem Westen

Blättern, nur schade, daß man keinen Bröjel qualmen konnte. Und was war das über den Polindern? Da schaukelte sogar ein Weihnachtsengel mit aufgeschlitzten Fäden. Allerdings war ihm ein Flügel verloren gegangen, das war gestern, als die Wasserbombe so nahe detonierte. Auch ein gerupfter Engel ist in einem Unterseeboot besser als gar keiner. Auf den Torpedorohren saßen oder hingen einige goldene Papageien und Fische. Alles, was sonst auf den Weihnachtsbaum gehört, hing



(Atlantic / M)

Soldatenweihnacht 1940

Sieh — Kamerad! Nun senkt sich leise nieder Die heilige Nacht — und friedlich ruht die Welt. Ist's nicht, wie wenn der Heimat Grüße wieder Uns froh beglücken von dem Sternenzelt — ? Horch — Kamerad! Die Christnachtglocken klingen Aus weiter Ferne, weitem deutschem Land — Und Weihnachtslieder unsre Lieben singen . . . ! Wie sind die Weisen traut und wohlbekannt!

Komm — Kamerad! Wir zünden an die Kerzen Am kleinen Baum in stiller, heil'ger Nacht. Laß heimwärts eilen heute unsre Herzen. Zur Heimat, die die Grüße uns gebracht. — Zuvor, Kamerad, der Brüder wir gedenken, Die stille ruh'n von kühner Waffentat . . . Ihr Leben war ihr letztes, größtes Schenken Für Volk und Land, für Deutschlands Freiheitssaat.

Bald — Kamerad, wird eine Weihnacht kommen, Die tiefen Frieden bringt dem deutschen Land; Den Frieden, der uns nimmer wird genommen — Der ewig bleibt des Glückes Unterpfand! . . . So, Kamerad, laß uns das Fest begehen Der Deutschen Weihnacht, hier auf stiller Wacht — Die Heimat weiß: Wir werden kämpfen, stehen Bis Deutschlands lichter Siegesmorgen tagt!

Erich Strömmer, Stabsfeldwebel.

auf und davon. Feierte wahrscheinlich kurze Zeit darauf im behaglichen Hotel sein Weihnachten.

Das U-Boot nahm seinen Kurs wieder auf. Als der Sturm stärker wurde, ging es unter Wasser. Legte sich auf den Grund. Wandmalerei geriet die Grundsee das kleine Schiffchen über den Sand. Es schabte an der Bordwand. Das tat der guten Laune keinen Abbruch. Herrgott, war das eine Stimmung! Sie machten sich gerade daran, einen Glühpunsch binnenswärts zu verfrachten. Den echten Jamaica hatte eine englische Priße geliefert. Sonst noch es nach Del und angebranntem Gummi. Heute aber nach gebratenen Äpfeln. Ein U-Boot, das nach Äpfeln riecht! Und nach Rum und Anis und nach Schmalzgebäckem? Auf dem kleinen elektrischen Bord dampfte ein großer Almann-Mehlsüßel. Und die Koffinen drinnen? Der Smutje griff nur so mit beiden Händen in den Koffinenfach. Frisch geliefert von einem englischen Mittelmeerdampfer. Der Grog dampfte in den

da bunt herum. Zwischen den Rohren hing die lange Meißelbad von der Decke, die von hundert Rohren durchzogen war. Was Heini jetzt auf der Quetschformode spielte, paßte wirklich nicht recht in ein U-Boot, das am Heiligabend am Meeresgrunde lag. „Vom Himmel hoch, da komm ich her . . .“ Nun war der Kommandant gekommen. Er sprach zu ihnen von Gott und von dem bedrängten Vaterland und daß eben jeder seine Pflicht tun müsse, oben auf dem Wasser oder sie hier unter dem Wasser. Und wer seine Pflicht tut, dem würde auch Gott helfen.

„Und dann wünsche ich Euch allen eine frohe Weihnacht, Leute!“

Jetzt spielte Heini auf der Ziehharmonika das „Stille Nacht“. Dazu gluckte die Pumpe in gleichmäßigem Takt und zischte irgendein Ventil. Drüben im Maschinenraum jurrte eine elektrische Maschine.

Stille Nacht, heilige Nacht! Dann stecken sie ihre kalten Bröjel wieder in die Zähne. Nun verteilte der Kommandant die Geschenke. Ein Paar Hausbandschuhe für Hinnerk, ein Paket Tabak für den Steuermann, Pulswärmer und Wollschal für die Geschützbedienung und den Signalfanten.

„Bohrsko!“ Der Koch brachte das Brett mit dem unheimlich großen Mehlsüßel. Und zwei andere brachten den größten Kochtopf, aber mit Punsch gefüllt. Ueber der dunklen See tasteten die Scheinwerfer und tasteten die Zerstörer, um das U-Boot aufzufahren. Das lag aber auf dem Meeresgrund, und in ihm noch es nach gebratenen Äpfeln und Punsch . . . Alexander von Thayer.

Weihnachten im Felde

Von einer Weihnachtsfeier möchte ich erzählen, von einer ganz besonderen, die ich zusammen mit meinem jungen Sohne im Kriegsjahr 1914 an der Aisne-Front erlebte. In der Scheune eines Gutshofs hinter den Artilleriestellungen waren die Mannschaften der Munitionskolonnen versammelt, der mein Sohn damals zugehörte. Im dümmrigen Raum, rot angestrichen von den Glutten eines flackernden Holzbrandes, brannten mächtige Buchenscheite auf hartem Lehmbooden. Funkenknisternd zog der Raum in geheimnisvollen, bläulichen Schwaden durch das Guckloch im Giebel ab.

Selbst woben die Schatten in den Winkeln und Ecken des großen Raumes, der an einer Seite durch hochaufgeschichtetes Heu abgeschlossen war. Allerlei Geräte, Pflug und Krippe standen in den Winkeln, aber in der Mitte der lichtergeräumten Tannenbaum. Von fern scholl dumpfes Gebrüll der Feuerkugeln an unser Ohr.

Aber vielleicht um so tiefer und weicherer nun war darum unsere Stimmung. Ergreifend hingen die Worte des Hauptmanns und Kolonnenführers, der zu seinen Leuten sprach, nicht anders als ein Vater am Weihnachtsabend zu seinen Kindern. Schlicht und herzlich, mit einer aus der Tiefe strahlenden Wärme, und die Augen der Seinen hingen denn auch alle an dem verehrten Manne mit einem Leuchten, das berebter war als alle Worte. Im Anschluß an die eigene Ansprache verlas er den Korpsbefehl zum Weihnachtsfest. Er atmete denselben Geist, und uns alle erhob innerlich das gewaltige Gefühl: Eine einzige, große Familie waren wir — hier die Hunderte in der Scheune, die Tausende des Korps und die Millionen aller unserer Armeen, an der Westfront wie im fernen Osten.

Unwillkürlich suchten da die Blicke einander, und fest legte sich die Hand meines jungen Sohnes in die meine, der neben mir stand unter dem Tannenbaum in Feindesland, ein gerade Siebzehnjähriger, von der Schulbank zur Fahne gerufen, und nun gleich mir im feldgrauen Rod hier draußen im Felde. Ein Weihnachten, wie es vielleicht keinem Dritten so zu feiern vergönnt war. Unvergesslich uns beiden!

Aber noch einen anderen, tief nachhaltigen Eindruck empfing ich in dieser armeligen Scheune des einsamen Gehöfts. Mit den sporenklirrenden Reitersleuten, den rauchenden, bärtigen Kameraden, die so grimmig ausschauten und doch so gutmütig waren, war auch eine Anzahl französischer Frauen aus den Nachbargehöften in den Festraum eingedrungen. Halb neugierig, halb zutraulich. Wohl hatte der Hauptmann erst verwundert aufgeschaut, als sie plötzlich hinter dem Kreis seiner Leute standen; die eine den Säugling auf dem Arm, die andere ihre Kinder an der Hand. Aber gutberzig ließ er sie gewähren.

So erlebten sie nun zum ersten Male das berühmte deutsche Weihnachtsfest. Und wie ein Wunder ward es ihnen offenbar, als sie mit weit offenen Augen auf den lichterstrahlenden Baum, auf die ernsten, feierlich durchleuchteten Mienen der bärtigen Krieger im Kerzenschein blickten. Ihr halblautes Schwatzen und Lachen verstummte, und — war es plötzliche Schen oder ein tieferes Ahnen? — sie zogen sich leise in den dunklen Hintergrund der Scheune zurück. Ganz still standen sie dort und hörten lauschend zu, wie die deutschen Soldaten ihre alten, lieben Weihnachtslieder sangen, mit geheimer Inbrunst, aus der all ihre Liebe klang zu Weiß und Kind daheim, zu ihrem Hause und ihrer deutschen Heimat.

Dann fuhr ich wieder zurück in der tief dunklen Nacht. Durch viele Orte kam ich, durch verschlafene Dörfer, in denen nichts mehr sich regte; aber hier und da blinkerte es im Vorüberlaufen meines Kraftwagens traulich auf hinter den offenen Fenstern, wie flammende Kerzen an dunklem Grün, und ich wußte es jedesmal: Dort saßen ein paar Landsleute und Kameraden um ihr Weihnachtsbäumchen beisammen, im trauten Gedanken an die Heimat. Paul Grabein.

In stiller Nacht / Von Franz Kesting

Fritz Reimers war Forstmann und jetzt Soldat. Die Tage der Blüthe hatten ihn bis Warchau vorgetragen. Mit lobender Begeisterung war er zu den Waffen geeilt, mit heiligem Eifer im Fahren hatte er den Schanden deutscher Ehre, den Feindern deutscher Männer, Frauen und Kindern Grausamkeit und blinde Mordgier heimgezahlt. Vor Warchau war's, wo ihn des Feindes Kugel traf. Doch nicht zu Tode. Kaum geheilt, war er wieder zum Regiment geeilt und hatte sich bei Sedan das schlichte Kreuz von Eisen im Kampfe Mann gegen Mann erworben. Jetzt befand er sich daheim, um dort den Weihnachtsurlaub zu verbringen. Mit offenen Armen hatte ihn das Vaterhaus, das Forsthaus in westlicher Heide, empfangen. Leider gingen die schönen Tage nun zu Ende. Die ledigen Soldaten mußten zum Truppenteil zurück, um den verheirateten zu ermöglichen, das Weihnachtsfest im Kreise ihrer Familie zu feiern.

Fritz Reimers hatte während seines Urlaubs dem Vater, einem schon ziemlich bejahrten Forstmann, die Obliegenheiten seines Dienstes nach Möglichkeit abgenommen, denn seit der Trauerkunde, daß der jüngste Sohn im Nordlande gefallen war, lag ein Schatten auf dem sonst so sonnigen Forsthaus.

Zeit einigen Tagen hatte es geschneit, zuerst nur spärlich, dann recht ergiebig, und nun deckte Schnee die braune Heide, das kahle Moor und die sprossenden Saaten. Am Abend lugte der Mond über dem Bruchwald, und der feuchte Schnee glitzerte mit unzähligen blühenden Sternchen.

Am Stübchen schien traulich der Lampe milde Licht, und im Ofen flirrte die Glut der Buchenholzen. Der Vater blinnte sinnend den blauen Wäldchen seiner Heide nach, und die Mutter beugte sich, emsig nährend über eine Handarbeit. Fritz Reimers und seine Schwester aber unterhielten sich über dies und jenes, was junge Herzen bewegt, am meisten aber über die sonnigen Tage der Jugend. Dann gingen die Eltern zu Bett, und auch die Schwester begann, müde zu werden. Der Bruder aber nahm des Vaters Drilling und Rudrad, steckte auch die Pistole in die Manteltasche und schritt hinaus in die stille, sternklare Nacht.

Es war ihm so ernst, so feierlich zu Mute, wie selten zuvor. Er liebte seine Heimat mit allen Feinern seines empfindlichen Herzens, und in der Fremde hatte er ihrer oft mit Sehnsucht gedacht. Da erst war ihm so recht zum Bewußtsein gekommen, was das Dichtwort bedeutet:

„Ist's auch schön in fernen Landen,
doch zur Heimat wird es nie!“

Jetzt wollte er sie noch einmal durchwandern, allein, ganz mutterseelenallein: seine geliebte Heide, seine schweigenden Wälder und das weite, geheimnisvolle Bruchland. Die Stunde des Abschieds nahte und er gelobte sich aufs neue, das Leben freudig einzuleben zum Schutze der Heimat, für des Vaterlandes Ehre, für Volk und Führer.

Er schritt andächtig dahin durch die weißverhüllte, vom Mond- und Sternenschein umflutete Märchenwelt. Kein Laut schreckte die feierliche Stille. Die Lichter in den weitverstreut liegenden Bauernhäusern waren bereits erloschen. Die Hunde schliefen im warmen Stroh ihrer Hütten, und die Säue hatten ihre Köpfe unter den Äulgen.

Obwohl der Schnee Wege und Stege verwischte, fand sich der junge Forstmann leicht zurecht. Jeder Busch und Baum grüßte ihn wie einen alten Bekannten, obwohl er in den letzten Jahren nur selten daheim gewesen war. Überall mahnte es ihn an frohverlebte Stunden, an Freuden des Wanderns.

Jetzt stand er an der Vecke, die ruhig und gemessen, wie es sich für ein Kind der Heide ziemt, durch das Land wanderte. Vom Wasser drang das Klirren wilder Enten. Doch in dieser Nacht sollte nur, wenn hegerliche Maßnahmen es erforderten,

eines Schusses Dröhnen die müde, schlafende Heide erschrecken.

Aus den Pappeln am Bache strichen Strahlen ab, doch kein Laut verriet ihren Gorn über die unliebbare Störung. Aus einer einsam stehenden Birke postierte Vireo, und geisterhaft huschte eine Eule um den Kopf des einsamen Heidegäners.

Da war die Mühle. Sie hatte die rastlosen Räder stillgelegt, doch aus dem Kämmerlein über dem Eingang drang noch Licht. Da schlief Rife Normann, des Müllers einziges Töchterlein. Sie war dem jungen Förster gut, und er ihr nicht minder, aber der Alte war ein Querschnitt und wollte sie dem Sohne des reichen Bruchhofbauern zur Frau geben. Ob sie des Liebsten jetzt wohl gedachte?

Gern hätte er ihr zum Abschied noch einmal die Hand gedrückt und sie in seine Arme geschlossen, wie es ihm am letzten Sonntag vergönnt gewesen war, aber dazu bot sich wohl kaum eine Gelegenheit mehr. Doch ein Zeichen wollte er ihr geben, daß er ihre Nähe noch einmal gesucht hatte. Er legte die hohlen Hände an den Mund und ahnte das Lachen des Knäuses nach. Da schob eine Hand den Fenstervorhang zurück, und ein warmer Mund hauchte einen Kreis in die dünnen Eisschichten des Fensters. Des Knäuses Ruf dankte ihr, das Licht erlosch, und leise schlief Fritz Reimers davon. Jetzt wurde ihm der Abschied leichter.

Wo im Felde die junge Saat unter der warmen Schneedecke schlummerte, stand ein Sprung Rehe. Sie schlugen den Schnee von der Saat und warfen

nur ab und zu auf, bis der junge Förster sich wieder der Heide zuwandte.

Dort ging es trotz Schnee und Kälte gar lustig her. Zwei Kammern machten einer Häsin in recht aufdringlicher Form den Hof. Dabei verholzten sich die beiden stürmischen Werber nach Gajenart, und die Häsin benutzte jedesmal eine solche Gelegenheit, zu entweichen, aber wie Schweifhunde folgten die Werber ihrer Spur. Doch die Alte verstand etwas von weiblicher Handarbeit, und auf eine Badpfeife mehr oder weniger kam es ihr nicht an. Ihre Zeit war noch nicht erfüllt, doch was sie heute noch ohrfeigte, hieß sie morgen schon willkommen.

Je weiter der nächtliche Wanderer kam, um so mehr veränderte sich die Heide. Die Höhren fanden sich zu kleinen und größeren Gruppen zusammen, die Birken reichten sich zum Ringelreihen die Hand, und selbst die Wacholderbüsche suchten die Geselligkeit. Noch einmal wandte sich der junge Forstmann zur Heide zurück, ehe ihn der Bruchwald aufnahm.

Gar mancher erschauerte, wenn er nur vom nächtlichen Walde hörte, doch mit Unrecht. Der Wald ist des Menschen Freund und heißt ihn stets willkommen, ob es Tag oder Nacht ist, ob der Lenzwind im frischen Laube flüstert oder dichterlaubte Kronen die sommerlichen Sonnenpfelle hemmen; ob im Herbst müde Blätter zur Erde taumeln oder die Zweige der Bäume und Sträucher sich unter der Schneewucht bücken. Nur wenn die Wetter sich über dem Walde entladen und ängstliche Blicke ihr Opfer suchen, soll man ihn meiden.

Lauflos schritt Fritz Reimers durch den flimmernden Wald. In der Nähe eines Hochfies stand die Knäpelsalle, welche schon so mancher Räuber

vom Leben zum Tode befördert hatte. Noch gestern war sie mit einem Gajengeheide frisch besetzt. Vielleicht hatten dessen hübsche Däfte einen der zahlreichen im Revier vertretenen Juchse angelockt. Viel Hoffnung hatte der Sohn des alten Hegers und Jägers nicht, doch beim Näherkommen sah er, daß die würgenden Knäpels ein Stück Wild gefaßt und festgehalten hatten. Aber nicht Meister Reimers war auf die Lockpfeife heringefallen, sondern ein Marder. Steif und leblos lag Gajengeheide da, wie es vom Tode ereilt war. Viel Blut schuld hatte der schöne Räuber wohl auf dem Gewissen, doch jetzt war alle Schuld gesühnt.

Gestern noch hatte der alte Reimers zu seinem Sohne gesagt: „Für das Kind wird in diesem Jahre unser Weihnachtsgeheimt wohl etwas mager ausfallen.“ Jetzt hatte er durch den Balg des Gajenmarders für sein Töchterchen ein Geschenk, um welches es zu beneiden war.

Der Wald wurde mählich lichter, und der Blick schweifte ungehemmt über das weite, unheimliche Moor. Dort stand unerreichbar für den Jäger, an einem Graben Schwarzwild im Gebüsch, eine Zeilang dem Treiben der forstlichen Gesellen zu, ehe er den Heimweg einschlug.

Beim Umschlagen einer Kiefernkultur war es ihm, als ob sich dort ein Wild bewege. Es schien ein Keiler zu sein, und die Entfernung war sicher nicht zu weit. Doch „das ist des Jägers heiligstes Gebot: was du nicht kennst, das schick nicht tot.“

Der junge Forstmann griff zum Drilling, denn das Schwarzwild ging auf den Feldern zu Schaden und sollte kurz gehalten werden. Aber vorwärts halber nahm er noch einmal das Glas zur Hand, um seiner Sache sicher zu sein. Dabei stieß er leiser mit dem Glase an den Knopf seines Mantels. „Alid!“ machte der Knopf, „Wuff!“ machte der Keiler und verschwand.

Ein Fuchs schnürte an der Vecke entlang. Er befand sich auf der Entenjagd, und Fritz Reimers gedachte, ihm den Fuß abzuschneiden. Da wurde seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes gelenkt. Von der Heide drang der Heul eines Hundes, in dessen Jagdruf ein anderer mit grobem Fuß einstimmt. Ein Reh flüchtete der Vecke zu, und hinter ihm jagten mit „Riff!“ und „Maff!“ die beiden Strauchdiebe. Ahnungslos preschte die weiße Jagd an dem hinter einem Wacholder versteckten Förster vorüber. Da flog der Drilling hoch, und weimal rollte der Donner.

Der Keiler der Köter lag im Dampfe, der grog aber suchte jaulend das Weiße. Und wieder flog der Drilling hoch. Ein Augellauch durchpeitschte die Stille der Nacht, und auch der große Räuber brach zusammen. Als der Förster zu ihm trat, erhob sich die Bestie noch einmal, um ihren Totfeind anzunehmen, aber dreimal knallte mit giftigem „Pätsch!“ die Walther-Pistole und ihre Augen gaben dem Strauchdiebe den Rest.

Die Kadaver der beiden Hunde ließ der brave Jäger liegen, den Säuen und Häsinen zum Fraße.

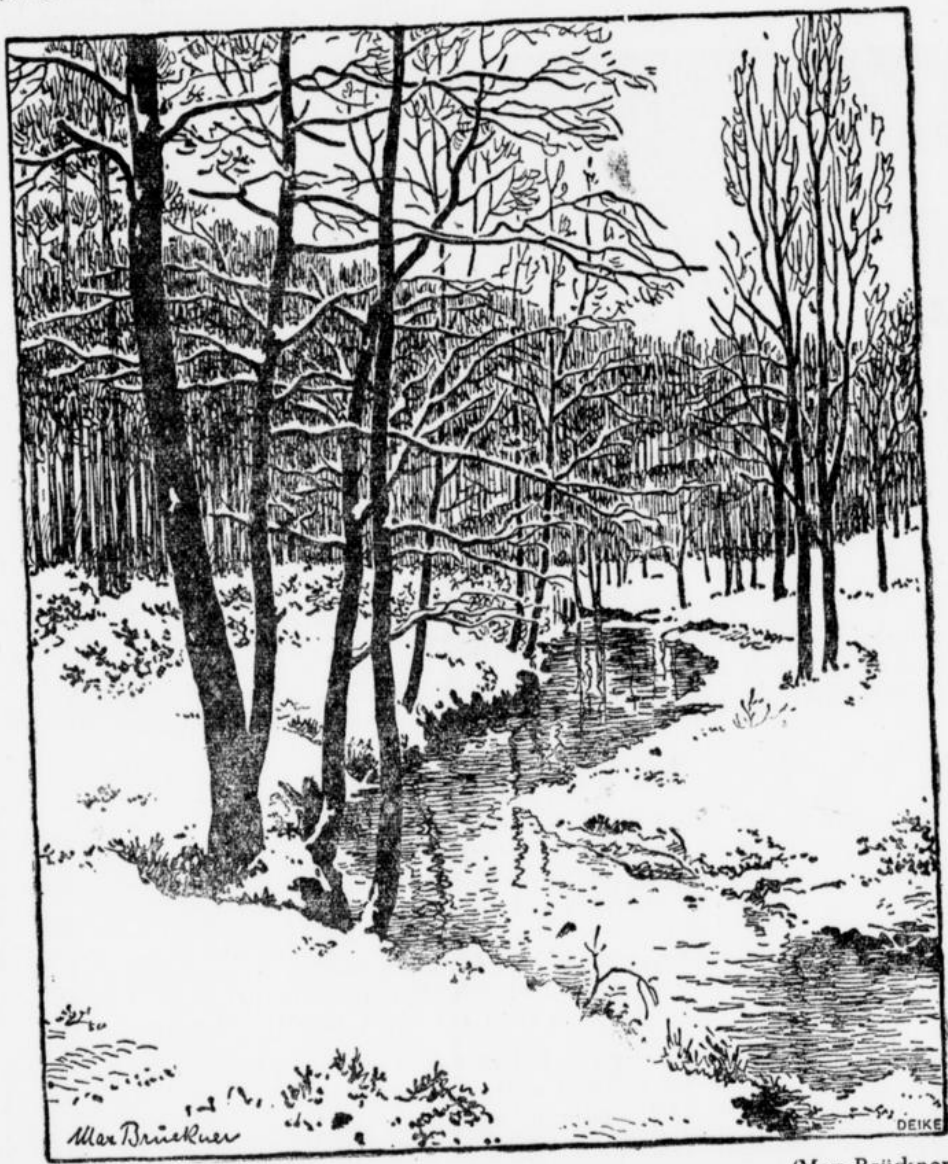
Fritz Reimers war müde und sehnste sich nach den warmen Federn. Darum hatte er eigentlich quer durch die Heide nach Hause gehen müssen. Das tat er aber nicht, er strebte vielmehr noch einmal der Mühle zu. Hinter einem am Wege stehenden Pappel nahm er Deckung gegen unbefugte Augen und verhielt sich einige Minuten mausestill. Dann begann wieder der Knäus zu lachen und sogar ein wildes Geheul anzustimmen. Aber diesmal zeigte sich kein Licht im Kämmerlein. Rife Normann schlief den festen Schlaf der Jugend und träumte dabei von einer rofigen Zukunft.

Am nächsten Morgen sagte der Müller beim Kaffeetrinken: „Ich muß den alten Reimers mal bitten, daß er die Eulen abschickt, sie haben mich heute nacht mehrfach im Schlaf gestört.“

Seine Tochter aber meinte: „Laß nur die armen Tiere am Leben, sie fangen doch Mäuse!“

„Ja“, sagte der Müller, „sie fangen Mäuse!“ Damit stand er auf und ging an die Arbeit.

(Schluß des redaktionellen Teils.)



Winterzauber

(Max Brückner)

(Außer Verantwortung der Schriftleitung.)

Können wir Genies schaffen?

Die Forderung des Führers, daß der Staat die Aufgabe habe, aus der Summe aller Volksgenossen die fähigsten Köpfe herauszufinden und zu Amt und Würden zu bringen, ist die Grundlage der deutschen Zukunft auf geistigem Gebiet. Wie wichtig der geistige und seelische Faktor ist, sehen wir am besten an den deutschen Erfolgen im gegenwärtigen Kriege. Auch das Technische ist ohne die geistige Untermauerung nicht denkbar. Wir müssen alles darauf anlegen, auch in dieser Hinsicht die Führung zu behaupten, die uns den andern überlegen macht. Die Höherwertigkeit des deutschen Volkes zu erhalten und zu steigern ist aber nur möglich durch die besondere pflegliche Aufmerksamkeit, die man den rassistisch wertvollen Sippen angedeihen läßt.

„Durch Sondernung der erblich Tüchtigen aller Stände“, schreibt der bekannte Rassenforscher Hans F. K. Günther, „von den erblich Minderwertigen aller Stände bildet sich und durch größere Kinderzahl der erblich Tüchtigen wächst ein Volkstern erblich höherwertiger Menschen“. Die Familien, die sich bewußt sind, daß irgendeine Begabung bei ihnen erblich ist, können also nichts Besseres tun, als diese Begabung möglichst zahlreich bei ihnen zur Erscheinung kommen zu lassen, das Talent möglichst häufig zu „vererblichen“, wie Günther sich treffend ausdrückt.

Damit ist es allerdings noch nicht getan — „solche Auslese baut aber noch nicht den guten Staat. Erziehung muß dazu kommen“, fährt er fort, und diese Erziehung soll „den durch Auslese gewonnenen Menschen mit höherwertigen Erbanlagen die Richtung geben, welche dem Ganzen, Volk und Staat, förderlich ist“. Auslese, bestes geistiges Erbgut der Väter, und Erziehung zusammen machen den tüchtigen Menschen aus, im Sinne Goethes, der in seinen „Maximen und Reflexionen“ ausdrücklich darauf hinweist: „Nicht allein das Angeborene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch“.

Im Gegensatz zu früheren Zeiten läßt sich heute die Erziehung und die berufliche Ausbildung eines begabten Kindes auch dann durchführen, wenn die Mittel zu gering sind, um in wenigen zusammengefügten Jahren eine kostspielige Schulung zu bestreiten. Selbst für den Fall, daß der Ernährer der Familie frühzeitig aus dem Dasein abgerufen wird, sichern die Lebensversicherung und die Ausbildungsversicherung die Möglichkeit, einem begabten jungen Menschen die geplante berufliche Vorbereitung angedeihen zu lassen. Aus der Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Aufgabe hat die Regierung des neuen Deutschland die Folgerungen gezogen und dafür gesorgt, daß auch wahr und des

Krieges die Interessen der lebensversicherten Volksgenossen, insbesondere der zum Seeresdienst Eingezogenen, in vollem Umfang gewahrt werden.

Leider wachsen die Begabungen nicht wie Pilze aus der Erde, sie sind vorerst nur in beschränkter Anzahl verfügbar. Aber so selbstsam es klingen mag, es gibt eine Möglichkeit, die Zahl der erblich Tüchtigen zu steigern, ein Volk reicher an Talenten zu machen. Vielfach mußten sich Genies mit Mühe gegen ihre Umgebung durchsetzen, sie wurden nicht verstanden, wurden bekämpft und verzerrten ihre besten Kräfte im Ringen um den Sieg ihrer Idee. Höchste Begabung war also nicht bedingt erhaltungsfördernd für den einzelnen wie für seine Sippe. Aber der maßgebende Rassenhygieniker der Jetztzeit, Prof. Fritz Lenz-Berlin, vertritt den Standpunkt, daß es durchführbar ist, „auf demselben Wege, auf dem die Entstehung der normalen Rassen geschieht“, nämlich durch Häufung kleiner Erbänderungen höhere Begabung zu schaffen, was durch geeignete und verantwortungsbewußte Gattenwahl ohne weiteres erreichbar ist. Eine Begabengruppe, die sich rassistisch rein erhält vor minderwertigen Elementen, die sich immer nur begabte Menschen als Ehegatten angliedert, wird mit der Zeit, wahrhaftig schon in wenigen Generationen, immer bedeutendere Geistesgrößen aus sich hervorbringen lassen. Die Stammbäume unserer größten Dichter geben dafür ein unwiderleugliches Beispiel.

Es ist weiterhin vor allem nötig, im Sinne des Führers die fähigsten Köpfe zu fördern, statt ihnen, wie es früher geschah, die Wege zum Aufstieg zu vermauern. „Sobald höhere Begabung“, schreibt Lenz in seinem grundlegenden Werk über menschliche Erblehre und Rassenhygiene, „Erhaltung und Vermehrung der sie tragenden Erbistämme zur Folge haben würde, würde im Laufe der Zeit die Begabung der Bevölkerung dauernd steigen, und schließlich würde eine Stufe erreicht werden, die wir heute als geniale Begabung bezeichnen“.

Eltern begabter Kinder haben also ein unzweifelhaftes Interesse daran, von der gänzlich verkehrten Beschränkung der Kinderzahl, wie sie in vergangener Zeit in diesen Kreisen vielfach üblich war, abzurücken. Je mehr Kinder aus einer Begabtenstippe hervorgehen, desto größer wird der Anteil der erblich Tüchtigen im Verhältnis zur Gesamtzahl der Volksgenossen, und je höher der Durchschnitt der Begabten an Zahl steigt, desto mehr Verständnis, Würdigung und Förderung findet das Geistige in der allgemeinen Auffassung. Für die Führung können wir nicht genug Talente haben; wie lebensnotwendig die Begabung für die Gesamtheit eines Volkes ist, hat der Führer ausgesprochen mit den Worten: „Wenn zwei Völker miteinander konkurrieren, die an sich gleich gut veranlagt sind, so wird dasjenige den Sieg erringen, das in seiner gesamten geistigen Führung seine besten Talente vertreten hat“.

Curt Bising.

Das Wei

Die junge Frau Bella Döring ihres Mannes, und ihr das Herz warm.

Wenn es auch nur p... nachtsurlaub werden, und so böse Briefe schreibt, selbst Du und dem Jungen Ramm! jauchzt das At... gerit an dem Feldpostbrie... und da geschieht etwas Sel... Frau. Sie reißt den Zwei... Wird später auch einma... der Junge groß ist? Un... samkeit und Verbitte... da hinten wenn in Pon... andere Schwiegertochter... gemüht hat als die... nicht einmal eine Ausste... bringen können? Und di... schließlichen Bergen, wo... hatte, ihr dielen Sohn... zege noch nicht einmal Zeit... zu leben.

... und wenn Mutter... ich komme selbstver... Jungen... Frau Bella weiß, daß die... ist. Daß sie immer verb... pommerischen Heidehaus... auf die unwillkommene...enzen ist.

Und nun setzt sich die jung... reißt einen Feldpostbrief... Döring mit einem sehr... Halle liegt. Dann aber... ihren Umschlag und sende...

„Du kannst mich also zu... warten liebe Mutter“, id... Die alte Frau Ramm... m Reß ihre schlammige... emand recht. Selbst die... wußt in den vielen Jahre... wufe ist, um die Eigenhe...id weif.

Der Stod, an dem Frau... sch, klirrt hart und böse... Dielen. Auch den Fel... me der Dulda aus den... arße die rissige und doch... einen Anteil daran haben... Vor dem Fenster liegt... urch den Garten. Von... einer Grenze darf nicht e...nitten werden.

„Einen Weihnachtsbau... hatte Frau Döring komm...

Nun öffnet sie mit u... Feldpostbrief... „Du kannst mich also... warten, liebe Mutter“,... blid den Kopf an die...ugen schließen.

Als sie die Lider wied... Schreiben.

„Liebster“, steht darau... Junge Ramm! rief und... kurzen Weihnachtsurlaub...en und Pommeren nich... blid erittern ließ, lah... grauen Haar gleich Fein... gebens auf ein Stück W... wartend. Und da wußte... chens Großmutter unen... warst Du im Urlaub d... Deiner Mutter. Jubel... lehrt, Böies mit Gutem... Böies aus der Welt kon... ich Dich: Rahre nach I... auch wenn wir uns ni... lieb zu Deiner Mutter... was sie um Dich gelitte... wir, mein Liebster, wir... großen Entfernung imm...

Bis hierher hatte die... Nun werden die Buch... gerabejo, als ob sie sich... aufbäumen. Die alte F... da soeben etwas in die... brennen beginnt? Unt...

Der We

Der Weihnachtsw... Er weht, er mach... Die Fülle leis, die... Der Weihnachtsw... Läßt sinken Schre...

Es sinkt der Sch... Es sinkt das Jahr... Das Leben schlie... Aus Wurzeln tre... Und Gott erfüll...

Wir stehn, wir le... Der alten, heilig... Wir horchen, wir... Im Weihnachtsw... Ein Stern hält g...

FONTAINEBLEAU

im Wandel der Zeiten

VON C. LAUMANN S

Frankreich hat neben vielen prachtvollen Kathedralen und Kirchen auch eine Reihe von hervorragenden, geschichtlich interessanten Schlössern und Burgen, unter denen das Prachtsschloß Versailles des vierzehnten Ludwig das bekannteste ist. Die Kaiserkrönung Wilhelms des Ersten und der dort diffidierte grausame Gewaltfriede nach dem Weltkrieg haben den Namen Versailles allen Deutschen geläufig gemacht; heute weht auf seinen Zinnen die deutsche Reichsfahne. Auch die Schlösser an der Loire sind von vielen Teilnehmern des jetzigen großen Krieges besucht worden. Unter den Schlössern aus der Zeit Franz des Ersten, den zum Teil von italienischen Künstlern gebaut und ausgeschmückt wurden, ist das großartigste und geschichtlich bedeutendste das Schloß von Fontainebleau, das wir heute mal etwas ausführlicher betrachten wollen. Es wurde von Napoleon „Haus der Könige“ genannt. Viele geschichtliche Ereignisse vom Mittelalter bis in die neueste Zeit sind mit dem Namen Fontainebleau verknüpft.

In Fontainebleau stand im Mittelalter ein Jagdschloß, von dem noch ein etwa 1135 erbaute Turm erhalten ist. In der Renaissance-Zeit wurde Fontainebleau durch den kunstsinigen König Franz I. zum Kunstzentrum des damaligen Frankreichs ausgebaut und durch die italienischen Künstler Rosso und Primaticcio wunderbar ausgeschmückt. Der Feueralamander, das Wappentier des Königs Franz, wurde auch das Wappen von Fontainebleau, das sechs Kilometer südlich von Paris gelegen ist. Das gewaltige Schloß umfaßt fünf Höfe und enthält eine Sammlung berühmter Gemälde, darunter solche von Rembrandt, Dubois und Poussin. Von drei Gärten umgeben und einem einsamen Park, ist das Schloß durch die Allee de Maintenon mit einem wildreichen Walde von 17 000 Hektar umgeben.

Durch viele geschichtliche Erinnerungen wurde Fontainebleau ein Nationalheiligtum der Franzosen. Der Sohn Franz I., König Heinrich II., ließ das Schloß erweitern und verschönern. Henri IV. legte Kanäle, Springbrunnen und Wasserfälle an. Auch Ludwig XIV. und XV. ließen im Schloß künstlerische Arbeiten ausführen, nachdem die hufeisenförmige Freitreppe bereits von Ludwig XIII. erbaut war. Dieser König von Frankreich war dort 1601 geboren; war doch Fontainebleau die traditionelle Geburtsstätte der französischen Könige.

1685 wurde hier das Edikt von Nantes aufgehoben. 1725 wurde in den glanzvollen Räumen von Fontainebleau die Hochzeit Ludwigs XV. mit der Tochter Maria des polnischen Königs Stanislaus feierlich prunkhaft gefeiert. Ihr Erbteil war ein Teil von Lothringen, das 30 Jahre später an Frankreich fiel. Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges wurde mit Österreich der Friede in Hubertsburg, mit Frankreich aber in Fontainebleau 1763 geschlossen. In Lippstadt prangte damals ein Transparent mit dem Vers: Hubertsburg und Fontainebleau, die machen alle Herzen froh.

Auch Ludwig XVI. und seine schöne Gemahlin Marie Antoinette, die beide auf dem Blutgerüst sterben mußten, weilten in noch sonnigen Jahren oft in Fontainebleau, wo sie viele rauschende Feste feierten.

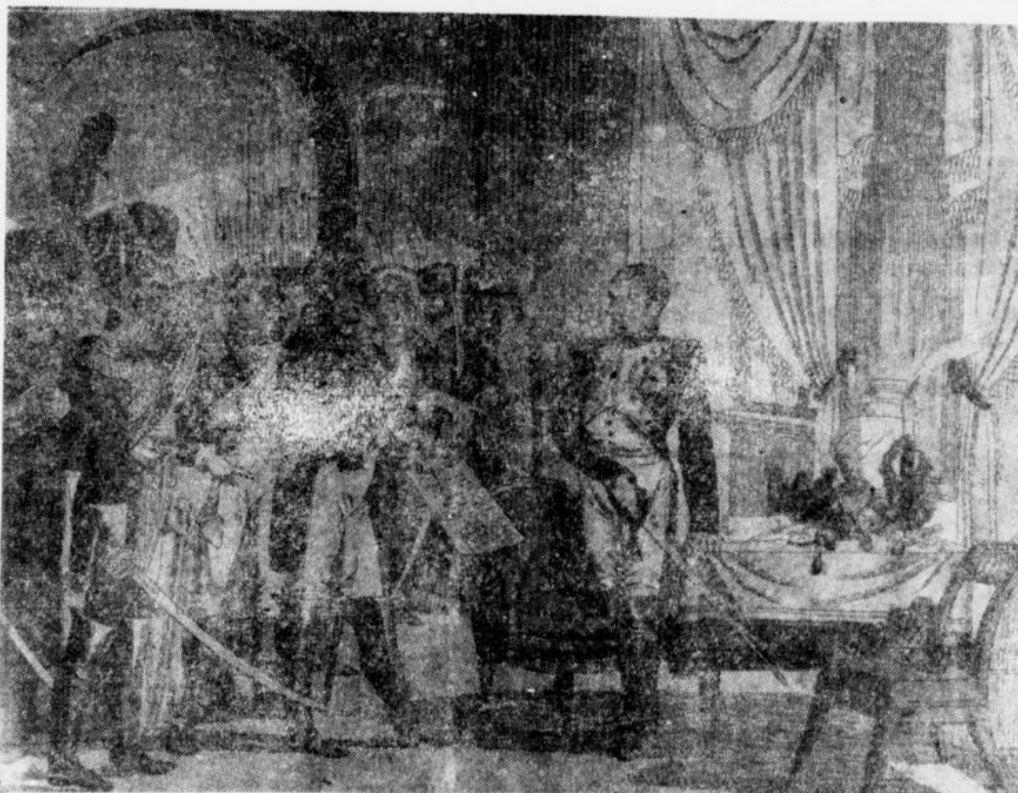
Nachdem die Stürme der großen Revolution über Frankreich hinweggebraust waren, stand das alte Königsschloß verwaist und verwildert. Erst 1803 brachte es Napoleon I. zu neuem Glanz. Nachdem der kaiserliche Advokatensohn sich selbst die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, machte er Fontainebleau zu seiner Hauptresidenz. Hier verkündete Napoleon die Kontinentalsperre gegen England, hier wurde sein Bruder Jérôme 1807, König von Westfalen, mit Prinzessin Katharina von Württemberg getraut. 1812 ließ der von seinen Erfolgen berauschte Usurpator Papst Pius VII.,

der die Rechte der Kirche verteidigte, als Gefangenen nach Fontainebleau bringen. In einem Zimmer des Schlosses beschimpfte der Kaiser den wehrlosen Greis in unwürdiger Weise, und als Papst Pius VII. sich weigerte, die Wünsche des Despoten zu erfüllen, wurde er achtzehn Monate in Fontainebleau gefangen gehalten, bis die Niederlagen 1812 in Rußland und 1813 in Deutschland Napoleon zwangen, den Papst freizugeben.

Die rächende Hand der Nemesis der Geschichte wurde deutlich, als Napoleon nach den Siegen der verbündeten Heere am 6. April 1814 in demselben Zimmer des Schlosses von Fontainebleau seine Abdankung unterzeichnen mußte, in dem er einst den Papst gräßlich beleidigt hatte.

Alexander Dumas, Sohn eines der verwegenen Generale des ersten Kaiserreichs, sagt darüber in seinem Buche „Napoleon Bonaparte“:

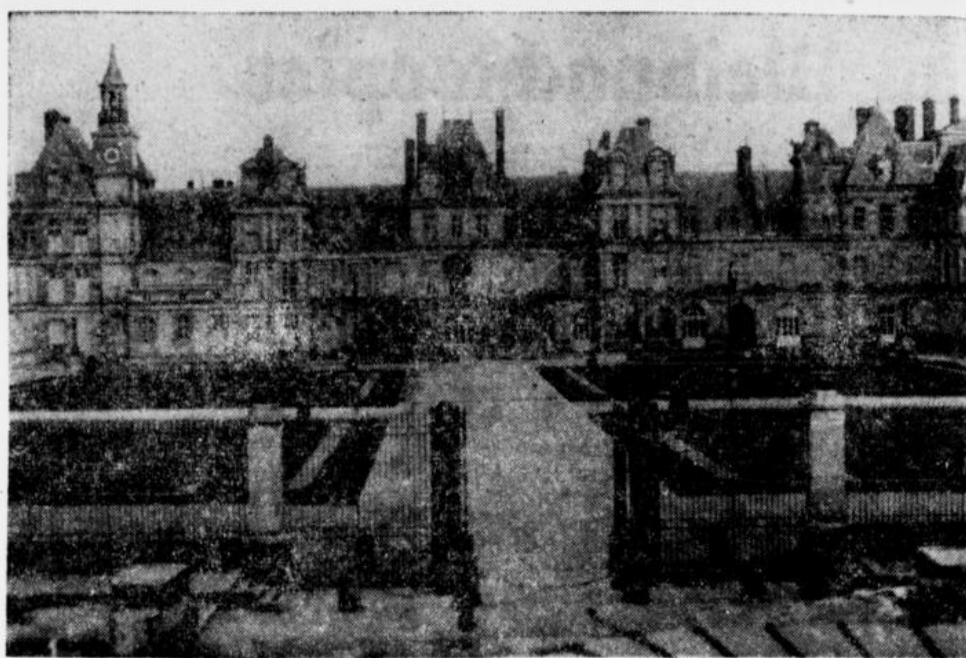
„Die Verbündeten kamen seiner Unentschlossenheit durch die Erklärung zu Hilfe, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis des allgemeinen Friedens sei. Diese Erklärung ließ ihm nun zwei



Napoleons Entthronung: Heftige Szene zwischen Napoleon und Marschall Ney

Wege offen, wie Hannibal freiwillig aus dem Leben zu scheiden oder wie Sulla vom Thron zu steigen.“

Wie der Großstallmeister des Kaisers, Marquis von Caulaincourt in seinem Werke „Unter vier Augen mit Napoleon“ als Augenzeuge bezeugt, versuchte der von allen guten Geistern verlassene Napoleon zuerst sich zu vergiften, indem er einen Gifttrank zu sich nahm, den er immer bei sich führte. Dieser Selbstmordversuch führte wohl zu furchtbaren Koliken und heftigem Erbrechen, bis Napoleon das Gegengift einnahm. Diese tragische Szene spielte sich nach Caulaincourts Darstellung in demselben Zimmer ab, in dem heute noch das Bett des Kaisers steht. Es zeigt die napoleonische Initialen N., umgeben von goldenen Bienen, wie sie in einem Grabe der Merowinger gefunden waren. Sein Kammerdiener Constant berichtete, daß er schon seit einigen Tagen nur noch von Selbstmord gesprochen habe. Caulaincourt fragt (S. 274): „War die Dosis, die man ihm gegeben hatte, ausreichend? Sollte man nicht, um ihn zufrieden zu stellen, ihm irgend etwas Unschädliches gegeben?“



Gesamtansicht des Schlosses mit dem „Hof des Abschieds“

Am 4. April hatte ihm Marschall Ney, wie auf dem beigefügten Bild dargestellt ist, den Beschluß des Senats mitgeteilt mit den Worten: „Sie sind verloren. Sie haben auf den Rat keiner

Wortlaut hatte: „Da die verbündeten Mächte künden haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis zur Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon seinem Eide getreu, daß er für sich und Erben dem Throne Frankreichs und Italiens sage, weil es kein persönliches Opfer, und es das Opfer des Lebens selbst, gibt, das er für Frankreich zu bringen bereit wäre.“

Am 20. April 1814 nahm Napoleon im Schloß von Fontainebleau von seiner Alten Garde Abschied. Einem kolorierten Kupferstich sieht man, wie Napoleon in eine mit sechs Schimmeln bespannte Kutsche steigt; einer der anwesenden Generale ihm beim Einstiegen, während im Hintergrund Gardisten angetreten sind. Der Hof vor der Treppe wird noch heute der „Hof des Abschieds“ genannt.

Napoleon III. war der letzte Monarch, Schloß Fontainebleau bewohnt hat. Von ihm noch eine Bibliothek von 40 000 Bänden vorhanden.

In dem unter Louis-Philippe 1835 erneuerten Festsaal Heinrichs II., in dem sich auch Erinnerungen an seine 18 Jahre ältere Geliebte Diana Poitiers befinden, fand eine Feier aus Anlaß der Ernennung des Oberbefehlshabers des See-Generaloberst von Brauchitsch, zum Generalmarschall statt.

Quellen: Alexander Dumas: Napoleon Bonaparte, Caulaincourt: Unter vier Augen mit Napoleon. Das Schloß von Fontainebleau von der Erbskammerantiquar Fontainebleau unter Mitwirkung des Konservators des Schlosses, Chateaufort. — Das obere und untere Bild stammen von einem kolorierten Kupferstich, sich im Besatz des Verfassers befindet.

Der illustrierte Sonntag

Verlag: C. Jos. Laumanns, Hauptschriftleiter: Emil Reuber (in Urlaub); i. V. Dr. Anton Hans Meyer. Verlagsleiter: F. K. Laumanns. Anzeigenleiter: Herm. Schleppehorst. alle in Lippstadt. Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite Anzeigenspalte. — Anzeigenpreisliste Nr. 3

Ihrer Diener hören wollen. Der Senat hat Ihre Absetzung ausgesprochen.“ Nach einer wütenden Entgegnung erklärte sich Napoleon unter Tränen zur Abdankung bereit, die nach Dumas folgenden

Alle kommen

frühzeitig zum vortheilhaften Weihnachtskauf am

Goldenen Sonntag

von 13 bis 18 Uhr

ZU

Walter Wiese

Paderborn, am Marienplatz
„Das Fachgeschäft für Textilwaren und Bekleidung“



Der große Karpfenteich mit der Rückseite des Schlosses

Zurück zum 1. Januar 19 für meinen landwirtschaftlichen Haushalt ein zuverlässiges, ehrliches

Mädchen

nicht unter 25 Jahren, welches in Küche, Haus und Garten erfahren ist.

Frau Wwe. Werner Kerling, Wödenförde über Lippstadt i. B.

Weihnachtswunsch!

Welches junge Mädchen (18 bis 20 Jahre, n. ausgeseh.) bis 30 Jahren möchte mit Mann zwecks späterer

Heirat

in Briefwechsel treten?

Zukehr m. Bild (zurück) u. D. P. 958 a. d. Jll. Sonnt., Lippstadt

Die hohe Auflage des

„Illustrierten Sonntag“

der jede Woche 2 Tage lang aufliegt und als Sonntags-Beilage besonders gern gelesen wird, garantiert für Ihre Anzeigen beste Wirkung.

Stellengesuche

Geschäftsanzeigen

geben Sie bis Freitag, spätestens 13 Uhr, in der Geschäftsstelle Lippstadt, Horst-Wessel-Strasse 5, Fernsprecher 3051/52, auf,

Erscheint täglich mit 2,01 RM. einisch (einschließlich Boteng Betreibungs- und Bezugspreises. Anze nicht geschäftlicher Art brei 20 W. Bei Nachsch. Gerichtssta Kostenl. Beilage

Nr. 302 (1. Bl

Harwich

Berlin, 22. 3 bekannt:

In der Nacht meldet, starke große Exi wichtige Ziele in Anzahl Flugpläne

Das Verminen beehrte sich die Klärung, wobei w abwürfen war.

Fernlampj marine beschossen fahrenden feindlich

In der Nacht pool von Harfen sen. Ausgedeh den Dandanlagen, italienischen von Harwich mit

In der gleich an mehreren Stel Städten Westdeut Kriegswichtige Zi Zivilpersonen bele

Zwei feind durch Jagdflieger vernicht.

Wie noch nach zember drei sei 15 000 BRZ an de Es gelang hierbe verierten. W falls zu rechnen.

Erne

Weiter

Totio, 21. 2 Premierminister innen- und außer weiter zu verstär

Wie „Totio“ Konone neue mauerung de Zusammenhang Baron Hiranuma Sekretär des Kal eine Unterredun Hiranuma-Rabin Durchführung der heute vorgelegte Ministern große

Nerände

Totio, 21 D gab den Rücktrit ministers Raza Baron Hiranu nant Panaga Amtseinführung Kaiserpalast. D Vertikung des Der neuernar der 75 Jahre a Januar 1939 minister. Seit A Geschäftsberich Justizminister 61 Jahre zählt, truppen in der

Justin

Totio, 22. D des Kabinetts R Zustimmung. Di Kabinett Konon hat, um die v zu können

Der neue In Totio Mitschi beabsichtige, di ändern. Die „mit der Zeit g nach Ansicht S

J

tom

Totio, 21. ministeriums gi habe, auf Einla